

China, ein Gebirgsdorf

In der Volksrepublik macht sich eine Autoritäten und Sinn-Monopole sprengende parodistische Kultur breit. Von Yu Hua

Vom heutigen China kann man in höchst unterschiedlichen Texten erzählen. Ich will hier über mein Land als Gebirgsdorf schreiben, denn das ist ein im Volk überlieferter Staatsmythos.

Shanzhai, so lautet das chinesische Wort für «Gebirgsdorf», bezeichnete ursprünglich ein Felsennest im Gebirge, das durch Befestigungsanlagen wie Zäune und dergleichen geschützt war. Später begann man, dieses Wort im übertragenen Sinn für «arme Gegend» oder «Wohnort armer Leute» zu gebrauchen, daneben auch in der Bedeutung «Lager von (edlen) Banditen oder Räubern». Daher kam es zu der Mitbedeutung «nicht unter der Zuständigkeit der Behörden fallend; ausserhalb der Legalität».

In den letzten Jahren hat dieses Wort als beschönigende Umschreibung für Produktpiraterie Karriere gemacht. Seit die preiswerten und dennoch über alle nötigen (und unnötigen!) Funktionen verfügenden «Gebirgsdorf»-Handys in Mode gekommen sind, verdrängt *shanzhai* immer mehr das alte Wort *mofang* für «Nachahmung», wobei sich zugleich sein ursprünglicher Geltungsbereich erheblich ausgeweitet hat. Es bezeichnet heute auch gefälschte, raubkopierte, imitierte Produkte und sogar Spassprodukte – sie alle sind inzwischen sozusagen fest etablierte Bewohner des «Gebirgsdorfs». Man könnte geradezu sagen: «Gebirgsdorf» ist das anachronischste Wort im heutigen Chinesisch.

Was die «Gebirgsdorf»-Mobiltelefone betrifft, so wurden zunächst Markenprodukte von Firmen wie Nokia, Samsung oder Sony Ericsson kopiert und unter verschleienden Namen (Nokir, Samsung, Suny Ericsson) auf den Markt geworfen. Weil man mit solchen Plagiaten den Aufwand für eigene Forschung und Entwicklung sparte, kosteten die Geräte nur ein Fünftel des Preises der Originale, obwohl sie jenen in Bezug auf Funktionen und Design kaum nachstanden, so dass sie schon nach kürzester Zeit das Marktsegment für niedrig- und mittelpreisige Geräte besetzten. Im Zuge der rapiden Ausweitung der «Gebirgsdorf»-Branche kamen die verschiedensten neuen «Marken-Handys» hinzu. Eines der jüngsten Modelle firmiert sogar unter dem Namen Harvard-Universität, und der Hersteller scheut sich nicht einmal, in seiner Werbung einen lächelnden Präsidenten Obama höchstpersönlich Reklame für sein «Gebirgsdorf»-Handy machen zu lassen.

Der Erfolg der «Gebirgsdorf»-Mobiltelefone löste eine Schwemme kopierter Digitalkameras, MP3-Player und Spielkonsolen aus. Es dauerte

nicht lange, bis nach der IT-Industrie auch diverse andere Branchen der Konsumgüterproduktion ihre «Gebirgsdörfer» entdeckten, von Instantnudeln, Getränken und Milch über Medikamente und Waschmittel bis hin zu Sportschuhen. Im Leben der Chinesen war nunmehr der Begriff «Gebirgsdorf» allgegenwärtig. «Gebirgsdorf»-Stars, «Gebirgsdorf»-Schlager, «Gebirgsdorf»-Fernsehsendungen, «Gebirgsdorf»-Raumschiffe, «Gebirgsdorf»-«Vogelnest»-Stadien usw. Alle hatten ihren mehr oder minder grossen Auftritt im Internet und sonnten sich in ihrer Publicity.

Revolutionäre Bedeutung

Nachdem letztes Jahr das olympische Feuer in Peking chinesisches Territorium erreicht hatte, wurde es von handverlesenen Fackelträgern in die ebenfalls mit Bedacht von den zuständigen Regierungsstellen festgelegten Städte gebracht. Zwar war diese Ehre für die betroffenen Orte mit horrenden Kosten verbunden, doch fühlten sie sich nichtsdestoweniger geschmeichelt. Ein winziges Bergnest in der zentralchinesischen Provinz Henan, das selbstverständlich für eine derartige Ehre nicht in Frage kam, veranstaltete darauf kurzer-

hand seine eigene «Gebirgsdorf»-Zeremonie, auf der eine Fackel unter den Dorfbewohnern weitergereicht wurde. Jeder durfte mitmachen, keiner brauchte dazu die Zustimmung irgendwelcher amtlicher Stellen, und alle waren nicht minder stolz als jene! Als ein Video von diesem «Gebirgsdorf»-Fackellauf im Internet auftauchte, war der Beifall überwältigend.

Das «Gebirgsdorf»-Phänomen ist allgegenwärtig, nicht einmal die Politik – lange Zeit absolut tabu – blieb verschont. Während der Tagungen des Nationalen Volkskongresses meldete sich im Internet ein selbsternannter «Gebirgsdorf»-Parlamentarier mit einem eigenen Gesetzentwurf zu Wort, in dem es um Versicherungsfragen, Altersversorgung der Bauern, Einkommensteuer und anderes ging. Dieser «Gebirgsdorf»-Abgeordnete des Nationalen Volkskongresses, der offenbar über ein Höchstmass an schwarzem Humor verfügte, war sogar wirklich aus einer «Wahl» hervorgegangen. Er erklärte, im Interesse einer echten Teilhabe an den Regierungs- und Parlamentsgeschäften habe seine Familie eine «Wahlversammlung» einberufen, auf der er – einstimmig – zum «Gebirgsdorf»-Abgeordneten gewählt worden sei, eine ironische Spitze gegen die sorgfältige Auswahl der regulären

Volkskongress-Delegierten der beiden zentral parlamentarischen Organe durch die Regierung.

Die Allgegenwart des «Gebirgsdorf»-Phänomens verlieh den einst als verboten oder niedergesehenen Erscheinungen wie Kopien, Imitat und Produktpiraterie Legitimität und Existenzberechtigung, so dass sie heute in China von der öffentlichen Meinung mehr und mehr akzeptiert werden – eine durchaus besorgniserregende Entwicklung. Zugleich muss man aber auch sehen, dass das «Gebirgsdorf»-Phänomen eine gewisse revolutionäre Bedeutung hat und, so gesehen, Herausforderung der Hochkultur durch eine Kultur von unten interpretiert werden kann, als gegen Autoritäten, «Hauptrichtungen» und Monopole aller Art gerichtete, farcenhafte gesellschaftliche Revolution.

Betrachtet man das «Gebirgsdorf»-Phänomen als revolutionären Akt der Schwachen in der Gesellschaft gegen die Starken, so hat es eine dartige Revolution freilich vor nicht allzu langer Zeit in China schon einmal gegeben, und zwar gesamtgesellschaftlichem Massstab. Ich rede von der Kulturrevolution.

Warum hat Mao Zedong damals die Kulturrevolution vom Zaune gebrochen? Auch heute noch gibt es unterschiedliche Erklärungen. Manche meinen, er habe damit seine innerparteilichen Gegner ausschalten wollen; andere behaupten, habe die Bürokratie und Korruption innerhalb der Kommunistischen Partei nicht mehr ertragen können. Mein Interesse gilt mehr der Person Maos dem Charakter dieses aus kleinen Verhältnissen stammenden Führers. Selbst als er längst die absolute Macht über China in Händen hatte, war sein Ehrgeiz nicht gestillt. Er sah sich zeit seines Lebens als Proletarier und war bis zu seinem Tod erst vom revolutionären Geist der «Hefe des Volkes» Folgerichtig nannte er die von ihm in den sechzig Jahren losgetretene ultralinke Bewegung «Großproletarische Kulturrevolution».

Die Rache der Schwachen

Die Kulturrevolution bedeutete eine gewaltige Chance für die Schwachen in der Gesellschaft – nicht zu sagen: für die «Hefe des Volkes» –, denn nun konnten sie ohne Rücksicht auf Verluste gegen die Starken, das heisst gegen die Autoritäten rebellieren und diese vom Sockel stossen. Die revolutionäre Bewegung war anfangs mit Gew

China – eine kulturelle und moralische Herausforderung

A. Bn. Der Auftritt der Volksrepublik China an der Frankfurter Buchmesse ist schwerlich als «Courant normal» zu bezeichnen. China ist gegenwärtig wirtschaftlich und politisch dynamisch aufstrebende Weltmacht. Sie beherbergt rund einen Fünftel der Menschheit, funktioniert als kommunistische Einparteiensherrschaft, pflegt einen Kaderkapitalismus und neigt dazu, Systemkritiker auszugrenzen, zu drangsalieren und zu inhaftieren. Wenn sich das Reich der Mitte nun auf den Markt der freien Meinungen begibt, den die Buchmesse als solche darstellt, muss es sich bei allem Interesse und bei aller Sympathie für die Kultur auch Fragen gefallen lassen – nach dem Schicksal von politischen Gefangenen und der Unterdrückung ethnischer Minderheiten, nach Zensur und Reiseverboten.

Die chinesische politische Elite hat sich dem Gespräch über Demokratie und Bürgerrechte bisher verweigert, und es gibt hierzulande nicht wenige, die ein Interesse haben, sie unbehelligt zu lassen. Apologeten der herrschenden Verhältnisse haben bereits im Vorfeld der Messe versucht, jede Kritik

zu denunzieren, indem sie den westlichen «Menschenrechtsreflex» lächerlich machten und jeden Einwand als kleinkariertes «China-Bashing» abtaten: Kritikern gehe die vertiefte Kenntnis der Materie ab, China sei gross, alt und besitze eine eigene kulturelle Identität, die es zu respektieren gelte. Auch entwickle es sich so dynamisch, dass die Bürgerrechte davon profitierten.

Freilich zeigten die eben nach nordkoreanischem Muster durchgeführten Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag der Volksrepublik in Peking ein anderes Bild, nämlich das eines Staates, der die totale Kontrolle ausübt. Das Selbstbewusstsein eines Regimes, das Angst hat vor dem eigenen Volk, steht auf tönernen Füßen. Es gibt in China freilich engagiertere Menschen, die sich weder vom neuen Konsumismus betören lassen noch sich mit einem anachronistisch gewordenen System abfinden wollen, das ihnen die Geschichte auferlegt hat. Es sind Menschen, die nicht auf die Zukunft vertröstet werden wollen. Freiheit ist eine Sache des Hier und Jetzt. Und sie ist kein westlicher Spleen, sondern universal.

Fortsetzung Seite

und Blutvergiessen verbunden; die psychische und physische Vernichtung der bis dato so arroganten Funktionäre der Kommunistischen Partei begann. Manche wurden buchstäblich totgeschlagen, einige begingen Selbstmord, weil sie die Drangsalierungen nicht ertrugen, und viele, sehr viele, wurden – keineswegs nur metaphorisch – in die Kuhlstätte verbannt.

Nachdem die traditionellen Leitungskomitees der Kommunistischen Partei Chinas und die Regierungsorgane sich von einem Tag auf den anderen aufgelöst hatten, schossen überall «Gebirgsdorf»-Führungsgremien wie Pilze aus der Erde. Man brauchte sich lediglich an die Spitze einer Schar Menschen zu setzen, um ein «Rebellen-Hauptquartier» zu etablieren und sich selbst als Oberkommandierenden einzusetzen. Als die Zahl derartigen «Gebirgsdorf»-Führungsgremien überhandnahm, kam es zu Rankämpfen, sprich: gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen «Rebellen-Hauptquartieren» und ihren Anführern. Wie einst bei rivalisierenden Räuberbanden eignete sich der Sieger die Reste der geschlagenen Truppen an, um die eigene Macht zu festigen. Nachdem die traditionellen Machtträger, die Parteikomitees und Regierungsorgane, auf allen Ebenen hinweggefegt worden waren, wurden sogenannte Revolutionskomitees als Organe der neuen Machtstrukturen gegründet. Auf diese Weise mutierte ein siegreicher «Gebirgsdorf»-Kommandeur flugs zum offiziellen «Vorsitzenden des Revolutionskomitees».

Frappierende Übereinstimmung

Es lohnt sich heute der Blick zurück auf die Kulturrevolution, denn die beiden Perioden hängen eng zusammen. Zwar handelt es sich heute um eine völlig andere Gesellschaftsformation, doch ist die inhaltliche Übereinstimmung in bestimmten Fragen und in der ganzen Geisteshaltung frappierend.

In den letzten dreissig Jahren hat China ein Wirtschaftswunder geschaffen, vor dem es der Welt die Sprache verschlagen hat. Ich möchte hier einen Aspekt hervorheben: den raschen Aufschwung der Privatwirtschaft. So, wie während der Kulturrevolution auf einen Schlag unzählige «Rebellen-Hauptquartiere» entstanden, wurden in den achtziger Jahren in China zahllose Privatfirmen von Leuten gegründet, die ihren revolutionären Fanatismus kurzerhand durch das fanatische Streben nach dem grossen Geld ersetzten. Diese Privatfirmen stellten nicht weniger dar als einen in breiter Front vorgetragenen Angriff auf die Monopolstellung der Staatsbetriebe, ganz ähnlich wie «Gebirgsdorf»-Produkte eine Herausforderung für Markenprodukte bedeuten. Viele der Privatbetriebe verschwanden schnell wieder von der Bildfläche, doch an ihrer Stelle entstanden genauso rasch neue. In diesem Prozess des Werdens und Vergehens erwies die Privatwirtschaft ihre grosse Lebenskraft. Sie zwang die sklerotische staatliche Wirtschaft, sich der erbarmungslosen Konkurrenz auf dem Markt zu stellen. So und nicht anders kam es zum chinesischen Wirtschaftswunder.

Das gespaltene Siegel

Es sei hier die wahre Geschichte vom Aufstieg eines erfolgreichen Privatunternehmers erzählt. Heute Chef einer börsennotierten Firma, war dieser Mann früher nur stellvertretender Generaldirektor eines kleinen Unternehmens. Ähnlich wie zu Beginn der Kulturrevolution eine Führungspersönlichkeit «Rebellen» um sich scharte, brachte dieser Mann eine Gruppe Menschen auf seine Seite und verjagte mit ihrer Hilfe erst den Generaldirektor der Firma und dann auch den Vorstandsvorsitzenden. Anschliessend ernannte unser Mann sich selbst zum Vorstandsvorsitzenden und Generaldirektor in Personalunion, um so die Kompetenzen von Geschäftsführung und Management in sich zu vereinen. Weil der alte Vorstandsvorsitzende bei seinem Abgang das Dienstsegel der Firma mitgenommen hatte, liess der neue Chef auf dem Markt ein neues Firmensiegel anfertigen, das er mit einem Beil in zwei Hälften spaltete. Darauf verfügte er, dass in Zukunft nur Verträge Gültigkeit hätten, die durch das Siegel mit der Trennnaht als echt ausgewiesen seien; solche mit einem unversehrten Siegelabdruck seien ab sofort ungültig. Auf diese Weise war das «Gebirgsdorf»-Siegel zum offiziellen Siegel geworden – und umgekehrt! – Zahlreiche Angehörige der untersten Schichten, die einst bitterarm waren,

AM MONTAG IM FEUILLETON

In Luxemburg präsentiert sich exemplarisch die europäische Architektorentwicklung. Sie steht im Zeichen von Tradition und Moderne.



Was sich im Kaiserreich nach aussen als Mauer darstellte, materialisierte sich im Innern als Treppe und Labyrinth. – Im Peking Sommerpalast. DAVID LAUBER / PRO LITTE

sind während der Wirtschaftswunderjahre in China steinreich geworden. Sie begannen sich nach einem westlich aristokratischen Lebensstil zu sehnen und legten sich feudale Villen und luxuriöse Limousinen zu, tranken teure Weine und zogen Designerkleidung an, stellten hübsche Sekretärinnen ein und radebrechten sogar ein paar Worte Englisch. Ein Neureicher liess sich eine Luxusvilla bauen, zu der unbedingt ein Swimmingpool gehören musste, obwohl er gar nicht schwimmen konnte. Da der Pool ja nicht ungenutzt bleiben konnte, züchtete er darin Fische, die er gern ass. An der Tür seines Schlafzimmers wiederum liess er eine Messingtafel mit der Aufschrift «Präsidentensuite» anbringen. Das Flair der aristokratischen «Gebirgsdorf»-Extravaganz war damit komplett.

Doch gibt es auch über mich selbst eine «Gebirgsdorf»-Geschichte zu erzählen. Mein erster Beruf, in dem ich seit März 1978 arbeitete, war der des Dentisten. Zu jener Zeit hatte man in China nicht das Recht auf freie Berufswahl. Vielmehr wurde einem vom Staat eine Arbeit zugeteilt. In meinem Fall war es nach dem Abschluss der Sekundarschule die Arbeit als Zahnarzt.

Die meisten Patienten des Krankenhauses der kleinen Stadt, in der ich lebte, waren Bauern aus den umliegenden Dörfern. Sie sprachen nicht vom Krankenhaus, sondern von der «Zahnwerkstatt». Das war eine durchaus zutreffende Bezeichnung, kam ich doch als Lehrling dort hin und lernte Zahnziehen und -pmbieren sowie das Herstellen und Eingliedern von Zahnersatz von der Pike auf bei einem älteren Zahnarzt, den ich wirklich auch als «Meister» anredete. Von Professoren, Chefärzten und dergleichen, wie es sie in richtigen Krankenhäusern gibt, konnte in meiner «Zahnwerkstatt» natürlich keine Rede sein.

Mein Meister hiess Shen; er stammte aus Schanghai und war als Altersrentner in unsere kleine Stadt gekommen, um sich etwas dazuzuverdienen. Er war zu jener Zeit schon über sechzig, ein ziemlich kleiner und ziemlich dicker Mann, der sein spärliches Haar sorgfältig frisierete und eine Brille mit Goldrand trug.

In der Lehre bei Meister Shen

Als ich Meister Shen kennenlernte, machte er sich gerade an die Extraktion eines Zahnes. Vor Anstrengung – oder war es das Alter? – sah er dabei ganz kummervoll aus, fast als würde ihm selbst ein Zahn gezogen. Der Direktor unseres Krankenhauses, der mich zu ihm gebracht hatte, informierte ihn, ich sei der Neue und solle bei ihm lernen, wie man Zähne zieht. Meister Shen nickte mir ziemlich kühl zu und sagte dann, ich solle mich neben ihn stellen und zuschauen, wie er mit einem Wattebausch Jodtinktur auf Ober- beziehungsweise Unterkiefer tupfte und anschliessend Procain injizierte. Nachdem er dem Patienten die Betäubungsspritze verpasst hatte, setzte er sich daneben hin und rauchte eine Zigarette. Als er aufgeraucht hatte, fragte er: «Fühlt sich die Zunge dick an?», wählte, als der Patient bejahte, eine Zange vom Instrumententablett und begann mit der Extraktion.

Nachdem ich Meister Shen zweimal zugeschaut hatte, blieb er auf seinem Stuhl sitzen und erklärte,

den nächsten Patienten solle ich verarzten. Mir fiel vor Schreck das Herz in die Hosen. Zum Glück hatte ich mir das mit der Tinktur und der Spritze gemerkt, also bedeutete ich meinem ersten Patienten unbeholfen, er solle den Mund aufmachen, und nahm dann, nicht minder unbeholfen, die Betäubung an dem armen Mann vor. Wirklich schlimm wurde es erst danach, während ich darauf wartete, dass die Spritze wirkte. Ich war wie gelähmt und wusste weder aus noch ein. Aber genau in diesem Moment reichte mir Meister Shen eine Zigarette und begann, sich auf das Angeregteste mit mir zu unterhalten, fragte nach dem Beruf meiner Eltern und erkundigte sich, ob ich Geschwister habe. Als die Zigarette aufgeraucht war, war auch die Unterhaltung zu Ende. Zum Glück entsann ich mich jetzt auch wieder an Meister Shens Frage und sogar an seinen Tonfall dabei. Also erkundigte ich mich bei dem Patienten, ob seine Zunge sich dick anfühle. Als der Mann bejahte, war es mit meiner Sicherheit schon wieder vorbei. Mir sträubten sich vor Angst die Haare – wo sollte das nun hinführen!?

Arbeit am Fließband

Der Ablauf meiner ersten Zahnextraktion ist mir bis heute in Erinnerung geblieben. Ich weiss noch, dass ich damals den Patienten den Mund weit öffnen liess und den zu ziehenden Zahn ins Visier nahm, dann aber nicht wusste, für welche von den unterschiedlich grossen, unterschiedlich geformten Zangen auf dem Tablett ich mich entscheiden sollte. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als kleinlaut meinen Meister zu fragen.

Wohl oder übel musste der sich von seinem Stuhl erheben, um dem Patienten in den Mund zu schauen. Als er wissen wollte, um welchen Zahn es sich handele, brachte er mich abermals in Verlegenheit, denn ich konnte die Zähne ja noch nicht benennen, so dass ich mit dem Finger darauf zeigen musste. Meister Shen deutete stumm auf eine der Zangen auf dem Instrumententablett, setzte sich nieder und las weiter Zeitung. Ich hatte in diesem Moment das deutliche Gefühl, allein auf weiter Flur zu stehen, ergriff also mit dem Mut der Verzweiflung die Zange und packte damit den kranken Zahn im Mund des Patienten. Ein Glück nur, dass es sich bei meinem ersten Zahn um ein bereits gelockertes Exemplar handelte, an dem ich nur ein wenig zu rütteln brauchte, um ihn aus dem Kiefer zu lösen.

Die eigentlichen Schwierigkeiten sollten erst später kommen, wenn ein Zahn nämlich abbrach und die Wurzel im Kiefer verblieb. Bei den ersten Malen blieb Meister Shen, der mit übereinander geschlagenen Beinen das und in aller Ruhe Zeitung las, nichts anderes übrig, als sich unwillig von seinem Stuhl zu erheben und sich selbst ans Werk zu machen. So eine Zahnwurzel herauszuoperieren, ist ja viel mühsamer, als einen Zahn einfach nur zu ziehen; Meister Shen geriet dabei jedes Mal ins Schwitzen. Erst nachdem ich es mit der Zeit selbst gelernt hatte, konnte er sich ungestört dem Mühsiggang hingeben.

In unserer Praxis standen damals zwei Behandlungstühle, so dass ich gewöhnlich gleich zwei Patienten aufrufen konnte, die ich dann wie ein

Fließbandarbeiter gleichzeitig verarzete. Sobald bei beiden das Jodtupfen und Betäuben erledigt war, hatte ich Musse für eine Zigarette – auch das hatte ich mir von Meister Shen abgeschaut –, ehe es mit der Fließbandarbeit weitergehen konnte. Die beiden Patienten kriegten nacheinander ihre Zähne gezogen, und dann wurden die nächsten zwei aufgerufen.

Meister Shen und ich waren schon bald hervorragend aufeinander eingespielt; ich war dafür zuständig, die Patienten aufzurufen und mich um ihre kranken Zähne zu kümmern, während mein Meister auf seinem Stuhl sass, die Krankenakten führte und Rezepte schrieb. Nur wenn es Komplikationen gab, griff er helfend ein, was aber immer seltener nötig war, weil meine Technik mit der Zeit immer besser wurde.

Viele Jahre später, als ich längst Schriftsteller geworden war, interessierten sich ausländische Journalisten stets besonders für meine Vorgeschichte als Zahnarzt. Am erstaunlichsten war es für sie, dass ich ohne irgendwelche medizinische Ausbildung direkt auf die Patienten losgegangen wurde. Nach reiflicher Überlegung pflegte ich darauf mit dem Hinweis zu reagieren, ich sei schliesslich auch nur ein Barfussarzt gewesen.

«Barfussärzte», das war eine Erfindung aus der Mao-Ära: Man wählte aus der Masse der Bauern solche aus, die relativ noch am gebildetsten waren, liess ihnen eine elementare medizinische Schulung erteilen und schickte sie dann mit einem Rucksack voller Medikamente als Ärzte los. Warum sie Barfussärzte genannt wurden? Nun, für diese Bauern war die Tätigkeit als Arzt nur ein Nebenjob; im Hauptberuf arbeiteten sie auf dem Feld – barfuss wie eh und je! Das war sehr praktisch, denn so konnten sie unverzüglich erste Hilfe leisten, wenn einer ihrer Mitbauern sich verletzte oder krank wurde.

Endlich ein passendes Wort

Mir war durchaus bewusst, dass meine Behauptung, ich sei ein Barfussarzt gewesen, nicht ganz der Wahrheit entsprach. Wohl wahr: Was das medizinische Wissen anbelangt, unterschied ich mich nicht von jenen bäuerlichen Barfussärzten, aber für mich war die Dentisterei immerhin der Hauptberuf. Das Problem war: Ich fand lange Zeit kein passendes Wort, um meine damalige Beschäftigung – weder Barfussarzt noch akademisch ausgebildeter Zahnarzt – zutreffend zu beschreiben. Erst seit in den letzten Jahren der Begriff «Gebirgsdorf» in seiner neuen Bedeutung aufkam, kann ich auf entsprechende Journalistenfragen präzise antworten: «Ich war eben ein «Gebirgsdorf»-Zahnarzt!»

Yu Hua, geboren 1960, gehört zu den bekanntesten Autoren Chinas. Er praktizierte zunächst als Zahnarzt. 1991 erschien der erste Roman «Schrei im Regen», 1992 «Leben» und 1995 «Der Mann, der sein Blut verkaufte». «Leben» wurde 1994 von Zhang Yimou verfilmt und machte den Verfasser dank dem Grosse Preis der Regie in Cannes auf einen Schlag berühmt. Ein Millionen-Verkaufserfolg glückte Yu Hua mit dem zweibändigen Roman «Brüder» (2005/06), der auf irrwitzige und melancholische Weise mit der Kulturrevolution und dem Wirtschaftsboom in China abrechnet. Er liegt seit kurzem bei S. Fischer vor.